

Lob des Gesprächs

FRANZ HILLIG SJ

Ohne Zweifel ist es leichter, das Schweigen zu loben. Wer heute über das Schweigen und die Stille schreibt, kann sicher sein, Leser zu finden. Es darf auch Versenkung, Meditation, östliche Weisheit und strenges Mönchtum sein bis hin zu den Kartäusern und Trappisten. Das alles trinkt der gehetzte, lärmwunde Zeitgenosse um so begieriger in sich hinein, als es für ihn unerreichbare Inseln der Seligen sind. Aber man darf sich keiner Täuschung hingeben: so schlimm die Inflation des Wortes, wie sie etwa in Presse und Rundfunk zum Ausdruck kommt, auch sein mag: der völlige Verzicht auf das Wort, der Rückzug in die Einsamkeit wäre nicht die Heilung, es wäre nur die umgekehrte Erkrankung. Und wahrscheinlich hielte es keiner unserer Manager in einem solchen Kloster länger als ein paar Tage aus. Die Kartäusermönche zum Beispiel haben die Erfahrung gemacht, daß in ihrer totalen Abgeschiedenheit jede bisher verdeckte nervöse Anfälligkeit zum Ausbruch kommt.

Tatsächlich leiden mitten im lärmenden Redeschwall der Lautsprecher mehr Menschen, als wir glauben, an schlimmer Vereinsamung¹. Es ist schwer, so etwas genau zu messen; aber mir scheint, als ob einem heute häufiger als früher auf der Straße Menschen begegnen, die still vor sich hinreden. Selbstgespräche, weil kein Partner da ist? Oder man schreibt sich, was einen bedrückt, von der Seele; wie die dreizehnjährige Anne Frank: „Ich kann mit keinem meiner vielen Bekannten etwas anderes als Unsinn machen und nur über alltägliche Dinge sprechen. Es ist mir unmöglich, mich auszusprechen ... Darum das Tagebuch.“²

Je mehr die Maschine, die Vermassung, die Organisation das Persönliche verdrängen, um so seltener werden die Menschen, an die man sich wenden kann. Es gibt Stunden, in denen uns das grausam bewußt wird: Wir wollten die Gelegenheit einer Reise ausnutzen und einen alten Bekannten besuchen. Aber er war verreist, verzogen oder tot. Enttäuscht machten wir uns durch

¹ Johannes B. Lotz SJ, Von der Einsamkeit des Menschen. Zur geistigen Situation des technischen Zeitalters. (168 S.) 3. erweiterte Aufl. Frankfurt/M. 1957. Ein sehr lesenswertes Buch, auf das wir längst aufmerksam machen wollten. Es gibt eine ausgezeichnete Analyse der Vereinsamung des heutigen Menschen und weist den Weg in die heilbringende Einsamkeit. Ein ganzes Kapitel ist dem Gespräch gewidmet.

² Das Tagebuch der Anne Frank. Heidelberg 1950, Lambert Schneider, 4.

den flutenden Menschenstrom auf den Heimweg ... Da haben wir es in aller Schärfe: die Vereinsamung mitten in der Massengesellschaft und zugleich das Wissen, was ein lebendiger Mensch, was ein Gespräch bedeuten könnte. Das Gespräch ist heute nicht weniger, es ist mehr wert als früher.

Die Kehrseite des Schweigens

Die Stille bleibt ein hohes Gut. Nicht nur der Zen-Buddhismus sieht im Schweigen die höchste Weisheit: „Aus dem Nicht-Tun des Schweigens fließt, wie der Erleuchtete weiß, die reine Tätigkeit.“³ Die Bibel bringt an mehr als einer Stelle Weisheit und Schweigen in enge Verbindung (z. B. Sirach 20, 7). Thomas von Kempen lobt die stille Klosterzelle, weil die Seele „im Schweigen und in der Ruhe“ Fortschritte macht⁴. Dieses Bekenntnis zum Schweigen ist im Lauf der Jahrhunderte bis zu Max Picard und Thomas Merton nur noch inbrünstiger geworden⁵. Aber gerade etwa Picard hat nicht von ungefähr seinem Buch über „Die Welt des Schweigens“ ein anderes folgen lassen: „Der Mensch und das Wort“⁶. Reden und Schweigen gehören zusammen, eines kann ohne das andere nicht gesund bleiben.

Auch das Schweigen selbst ist wieder eine vieldeutige Welt. Es gibt sehr verschiedene Arten, nicht zu reden, und danach verdient das Schweigen eine sehr unterschiedliche Bewertung. Es gibt das gute Schweigen. Wenn einer geduldig zuhört zum Beispiel (die Engländer danken eigens dafür; „thanks for listening“ sagen sie). Oder einer deckt „den Mantel der Liebe“ über eine peinliche Geschichte, das heißt, er redet nicht weiter davon. Es gibt ein seliges, beglücktes Schweigen, man kann schweigend am Leid eines Mitmenschen teilnehmen. Es gibt wohl überhaupt keinen stärkeren Ausdruck für ein tiefes Einverständnis als das gemeinsame Schweigen. Doch dieses gütige, geduldige, taktvolle Schweigen ist nur die eine, die Lichtseite. Das Schweigen hat auch eine Kehrseite.

Auf diese Kehrseite des Schweigens kommt der heilige Gregor in seiner „Hirtenregel“ zu sprechen. (Die „Hirtenregel“, *Regulæ pastoralis liber*, um 590 entstanden, war im Mittelalter eine Art Handbuch des Weltklerus⁷. Josef Pieper nennt sie einen „unausschöpflichen Schatz der Lebensweisheit“.)⁸ Darin behandelt der große abendländische Mönch lange vor P. Lippert eine ganze Reihe von „zweierlei Menschen“: Arme und Reiche, Frohe und Traurige, Geduldige und Ungeduldige ... und eben auch die Menschengruppe, auf die es uns hier ankommt und die bei ihm „*taciturni et verbosi*“ heißen:

³ H. Dumoulin, ZEN. Geschichte und Gestalt. (332 S.) Bern 1959 Francke (Sammlung Dalp Band 87) S. 51 und an vielen andern Stellen.

⁴ Nachfolge Christi I. Buch, Kap. 20.

⁵ Max Picard, Die Welt des Schweigens. 2. Aufl. Stuttgart 1950, Eugen Rentsch. Thomas Merton, Verheißungen der Stille. 4. Aufl. Luzern 1957, Räber. Vom Sinn der Kontemplation. Zürich, im Verlag der Arche.

⁶ Max Picard, Der Mensch und das Wort. Stuttgart 1955, Eugen Rentsch.

⁷ Sancti Gregorii Magni, *Regulæ pastoralis liber*. Migne PL 77, 71ff.

⁸ Josef Pieper, Zucht und Maß. Leipzig 1940, Hegner, 77.

Schweigsame und Schwätzer. Wenn man weiterliest, ist man überrascht. Denn die Stillen kommen keineswegs, wie man erwarten möchte, besser weg; eher ist es umgekehrt. Ihnen wird mit feiner Psychologie eine ganze Reihe von Fehlern angekreidet: Zugegeben, daß sie keine giftigen Reden führen; aber sie führen diese Reden als schlimme Selbstgespräche, die um so maßloser ausfallen, als jede äußere Kontrolle fehlt. Dabei wähnen sich die Wortkargen in pharisäischer Selbstgerechtigkeit für besser als die Leute, die ihren Mund nicht halten können.

Eine weitere schlimme Folge: sie fressen ihren ganzen Groll in sich hinein. Wenn sie sich aussprechen könnten, fänden sie Erleichterung. Der Heilige vergleicht ihren Zustand mit einer eiternden Geschwulst, die unerträgliche Schmerzen verursacht, bis sie aufgeschnitten wird. Er sieht hier aber auch ein soziales Moment: Die Wortkargen, die es nicht über sich bringen, etwas zu sagen, verweigern ihren Mitmenschen den Dienst brüderlicher Hilfe. Gregor setzt realistisch voraus, daß manches an dem „andern“ uns auf die Nerven geht. Wäre es nicht besser, ich sagte ihm, was er falsch macht? Es brächte doppelten Gewinn: ich wäre meinen Ärger los, und er könnte versuchen, es besser zu machen.

Das Schweigen kann kalt, abweisend, verbittert, ja haßerfüllt sein. Es kann freilich auch die Folge einer unüberwindlichen Anlage sein oder auf krankhafte Depressionen zurückgehen (auch hier macht uns die Kenntnis der modernen Psychologie vorsichtig und bewahrt uns vor lieblosen Deutungen). Mit Ausnahme des wortlosen Einvernehmens, von dem eben die Rede war, besitzt das Schweigen wesensmäßig eine Eigenschaft, wodurch es geradezu grausam wird — bei Gregor steht sie nicht —, das ist seine Vieldeutigkeit. Was hat er nur? Warum schreibt er nicht, redet er nicht? Mag er meinethalben schimpfen oder toben; das wäre halb so schlimm. Dann wüßte man, woran man ist; man könnte das Mißverständnis aufklären. Hat er uns vergessen? Ist er krank? Ist ihm etwas zugestoßen? So zergrübelt sich der Mensch, der im Nebel des Schweigens herumtappt. Es ist grausam, einen Mitmenschen dieser Ungewißheit zu überantworten. Die Meldung „vermißt“ war oft schlimmer als „gefallen“.

Nein, die Bitte des Psalmisten: „Setze Wächter vor meinen Mund, o Herr; vor das Tor meiner Lippen setz eine Wache!“ (Ps 140, 3), die der Priester spricht, so oft er im feierlichen Amt mit dem Rauchfaß den Altar umschreitet, meint kein Vermauern des Tores, sondern nur eine Kontrolle für sein Offnen und Schließen (auch dieser Hinweis steht in der „Hirtenregel“). Der Mund ist ein Tor, das zum Offnen bestimmt ist. Das Wort ist eine Gottesgabe, durch die der Mensch erst Mensch ist. Im Wort wird er frei; im Wort findet er zum Bruder, trägt er die gesamte stumme Kreatur zu ihrem Schöpfer: „Selig das Volk, das Dir zu jubeln weiß!“ (Ps 88, 16).

Wohl in jedem meldet sich einmal der Entschluß: „ich sage nichts mehr“. Wenn man wieder einmal mißverstanden, wenn Anvertrautes weitererzählt wurde, wenn man uns nicht angehört oder nicht ernst genommen hat, ist das

verständlich. Aber es ist eine Versuchung. Wir können den Mitmenschen nicht entbehren, wir brauchen das Gespräch.

Bekenntnis zum Austausch

Worin liegt die Hauptleistung von Sigmund Freud? Auf diese Frage hat G. Bally geantwortet: „Sie liegt darin, daß er die Bedeutung des Gesprächs für die Erhellung und Heilung menschlicher Leiden wieder entdeckte.“⁹ Tatsächlich ist Freud ja durch die „talking cure“ von Breuer angeregt worden. Das sind Zusammenhänge, die nachdenklich machen können, und der Umstand, daß sie sich so selbstverständlich anhören, braucht nicht gegen sie zu sprechen. Letzte Erkenntnisse sind einfach. Der Mensch braucht, um gesund zu bleiben, den lebendigen Austausch. Er findet nur im Überschreiten seiner engen Welt zu seinem eigenen Selbst. Besonders ein Gespräch „hoher Intensität“ läßt zwei Menschen aus ihrer gewohnten Welt heraustreten, führt zu einem „Ineinander-Hineinblicken und Zueinander-Hinübergehen“, wie es J. B. Lotz lebenswahr und eindrucksvoll schildert:

„Im Gespräch spüre ich, wie sich die Erstarrung oder Verkrampfung meines durchschnittlichen Alltagsdaseins löst, wie meine besten Kräfte in Fluß kommen und mein verschüttetes Inneres zu strömen beginnt. Die Kruste zerbricht und der Panzer wird gesprengt, die mich von meiner Tiefe absperrten, so daß dort die Wasser wieder zu sprudeln und emporzusteigen beginnen. Zu meiner Überraschung entdecke ich eine innere Bewegtheit, einen Reichtum von Gedanken und Erfahrungen in mir, von dem ich keine Ahnung hatte. Über alles beglückend ist es für mich, daraus zu schöpfen und dem andern mitzuteilen. So vermag ich auf einmal tiefe Dinge zu sagen und erfüllte Worte zu formen, über die ich mich selbst wundern muß. Ich trage die bezwingende Gewißheit in mir, daß ich jetzt erst zu mir selbst gekommen und bei mir eingekehrt bin oder mein eigentliches und eigenstes Selbst erreicht und begriffen habe. Das Gefühl überfällt mich, jetzt erst zu leben, indem mir aufgeht, welche Fülle eigentlich das Leben umschließt und welch abgeblaßter Schatten davon nur meinen Alltag ausmacht.“¹⁰

Es gibt eine innere „Verflüssigung“, eine Alarmbereitschaft und Be- schwingtheit unseres inneren Menschen, die wir uns nicht allein geben können; dazu braucht es den Partner. Was Pascal vom öffentlichen Reden sagt, hat allgemeine Geltung: „Es gibt Menschen, die verstehen gut zu reden, aber nicht gut zu schreiben. Der Grund ist: der Raum, die Versammlung regen sie an und holen aus ihrem Geist mehr heraus, als sie ohne diese Anregung in ihm fänden.“¹¹

Bei manchen ist das „Dialogische“, das Bedürfnis nach Austausch, besonders stark ausgeprägt. Sie kommen überhaupt erst im Gespräch zur Klarheit.

⁹ Gustav Bally, Sigmund Freud, Entdecker des heilenden Gesprächs. Neue Zürcher Zeitung, 5. Mai 1956, Nr. 123.

¹⁰ J. B. Lotz a.a.O. 96.

¹¹ Pensées n. 47.

Aber uns allen geht es ähnlich. Wir brauchen einen, der uns anhört. In den Monologen, in die wir uns verspinnen, in den geschlossenen Räumen der Phantasie verlieren wir leicht die Maßstäbe. Schon wenn wir die Türklinke des Arztes oder des Seelenarztes ergreifen, beginnt sich (wie man scherhaft, aber tief sinnig gesagt hat) manches aufzuhellen. Es ist der erste Schritt aus uns heraus! Wenn wir dann erzählen, was los ist, entfaltet sich für uns selbst, was in uns eingewickelt lag. Zugleich erfahren wir die Wirkung einer Kontrolle. P. Lippert, der so viel aufgesucht wurde, hat gewußt, daß es schon eine Hilfe war, wenn die Menschen sich bei ihm aussprechen konnten. Er hat freimütig gestanden, daß auch er oft nicht raten und helfen konnte. Dennoch hatte sich am Ende solcher Sprechstunde vieles „von allein“ geklärt. Mein Partner muß auch gar nicht über ein besonders reiches Wissen verfügen. Er ist mir einfach dadurch überlegen, daß für ihn neu ist, was ich vielleicht seit langem mit mir herumtrage, und er „von außen“ an meine Fragestellung herankommt. Er sieht alles von einem andern Standort, eben dem seinen, während ich notwendig an den meinen gebunden bin. Damit ist keineswegs gesagt, daß ich mich seiner Sicht anschließen muß. Vielleicht muß ich ihm widersprechen. Aber auch solches Widersprechen kann weiterführen: „On s'affirme en s'opposant — im Widerspruch arbeiten wir unsere eigene Linie heraus“, sagen die Franzosen.

Aber das Wunder des Gesprächs ist noch vielfältiger. Denn auch beim andern und bei den Zuhörern geschieht eine ähnliche Verwandlung: Gespräch geschieht in wirklicher Partnerschaft. Aus Reden und Hören, aus Rede und Gegenrede gestaltet sich ein Gemeinsames, das beiden gehört und keiner ohne den andern zustande gebracht hätte. In besonderer Weise gilt dies von dem Gespräch, das in weitem Abstand über allen andern Formen des Austauschs steht, dem Zwiegespräch. Unerschöpflich wie das Leben selbst sind all die Zwiegespräche, die wir führen: der heranwachsende Sohn, der seinen Vater ins Geheimnis zieht, wie er sich seine Zukunft denkt; die Liebenden, die Hand in Hand den Parkweg entlanggehen; Geschwister, Freunde, Kollegen, Reisegefährten und Leidensgenossen in der Krankenstube, die Besprechung mit dem Arzt und die Aussprache mit dem Priester. Das eigentliche Gespräch ist nur unter vier Augen möglich. Es kann eine Auseinandersetzung sein, die vieles aufklärt; es kann aber auch die endgültige Besiegelung einer Entfremdung sein. Gnadenvoll kann der Austausch sein, wenn die Seelen zusammenstimmen und das Wort sich mühelos einstellt, weil alles in einem großen Vertrauen geborgen ist: „Je mehr uns geschenkt wird, unsere innerste Lebendigkeit zu entbinden, desto offener werden wir für einander, desto leichter finden wir den Weg zueinander, desto inniger gehen wir zueinander hinüber, desto mächtiger wächst unser Austausch in eine persönliche Begegnung hinein. Unsere Geister treffen sich im Verstehen, unsere Herzen verbinden sich im Lieben.“¹² Von da geht es in das wortlose Einverständnis hinüber.

¹² J. B. Lotz a. a. O. 99.

Das Leben und die Dichtung wissen von solchen begnadeten Begegnungen; aber auch in der heiligen Geschichte begegnen uns derartige Gnadenstunden: Nikodemus bei Jesus, Maria von Magdala und der Erstandene, die Emmausjünger im Gespräch mit dem geheimnisvollen Fremden, Philippus auf dem Reisewagen des Kämmerers¹³. „Brannte nicht unser Herz, als er mit uns redete?“¹⁴ so steht über all diesen heiligen Gesprächen, die sich in der Geschichte seiner Kirche fortsetzen bis heute. *Conversatio spiritualis* haben die Alten dazu gesagt: Gespräch im Heiligen Geist. Zwischen Schüler und Meister wurde es gehalten; aber auch einfach zwischen Brüdern im Licht des einen Glaubens. Auch heute noch gibt es solche Gespräche; nur sind wir alle vielleicht allzu schüchtern darin. „Du, Bruder, solltest darum Sorge tragen, einen Menschen zu finden, der den Geist Christi in sich hat.“¹⁵ Wir wollen gewiß niemandem mit unsren heiligsten Überzeugungen lästig fallen; aber manch einer wartet auf eine derartige Ermunterung. Menschen fern der Kirche suchen oft förmlich das Zusammensein mit einem gläubigen Christen. Wie schade, wenn der die Gelegenheit nicht wahrnimmt; wenn vielleicht sogar der Priester nicht die Einfalt und den Mut aufbringt, von dem zu sprechen, was doch sein eigentlichstes Anliegen sein muß.

Aber der Stammtisch und die Tafelrunde!

Kein Christenmensch, und wäre er Mönch oder Bischof, wird etwas gegen „geistliche Gespräche“ haben (es sei denn hinter dem frommen Namen versteckte sich ein Unfug). Aber wie steht es denn mit so manchen andern Formen des Beisammenseins, mit dem Gespräch, an dem sich oft ein Dutzend Menschen und mehr beteiligen, das von Lärm und lautem Lachen widerhallt, wobei man mutmaßen darf, daß die Fröhlichkeit auf Kosten der lieben Mitmenschen geht, wenn nicht Schlimmeres dahintersteckt? Wenn die Verwandtschaft zahlreich zusammenkommt, wenn Hochzeit gefeiert wird, wenn sich ein Freundeskreis trifft, sagen wir kurz: der Stammtisch und die Tafelrunde. Auch das ist schließlich „Gespräch“. Es ist die Form, wie es sich für Unzählige täglich im Kasino oder in der Wirtsstube abspielt. Stadt und Land und der Unterschied des gesellschaftlichen Niveaus machen dabei vielleicht nicht einmal so viel aus. Sollte man nicht wenigstens, soweit möglich, vor solchem lauten und lärmenden Zusammensein in die heilige Stille flüchten? Die Antwort lautet: ja und nein! Ja, wenn es sich um eine Gesellschaft handelt, an der für anständige Menschen kein Platz ist: „Wie vertragen sich Christus und Belial?“ (2 Kor 6, 15); nein, wenn es ein Kreis gutgelaunter, im übrigen aber guter und vernünftiger Menschen ist. Das Zusammensein in froher Runde stellt ganz allgemein die Frage nach dem Recht auf Entspannung. Selbst für die Ordensfamilien wünscht die Kirche täglich eine solche gemeinsame Erholung, und ihre Absicht ist nicht, daß dabei profunde Ge-

¹³ Jo 3, 1—21; 20, 11—18. Lk 24, 13—35. Apq 8, 26—40.

¹⁴ Lk 24, 32.
¹⁵ Kyrill Turonkij zit. bei Walter Nigg, *Des Pilgers Wiederkehr*. Stuttgart, Artemis, 152.

spräche geführt würden. Es geht in der klösterlichen „Rekreation“ tatsächlich oft sehr fröhlich zu, und der heilige Franz von Sales zerstreut die Bedenken, die ängstlichen Klosterfrauen kommen könnten: „Es gibt Worte, die zu jeder andern Zeit gegen die Schicklichkeit verstießen, nur nicht zur Zeit der Erholung. In der Erholung ist es nur recht und billig, dem Geist eine kleine Entspannung zu gönnen. Es wäre umgekehrt geradezu eine Verfehlung gegen die Schicklichkeit, wollte man in der Erholung immer nur von ernsten und hohen Dingen reden oder die andern dazu zwingen.“¹⁶ Und er erinnert an Prediger 3, 4: „Das Lachen hat seine Zeit“.

Es ist nicht zu leugnen, daß das frohe Zusammensein im größeren Kreis seine eigene Problematik besitzt, die manchmal fast die der Massenpsychologie streift. Auf der andern Seite ist es ähnlich wie bei kinderreichen Familien: das turbulente Zusammensein, in dem man sich seiner Haut wehren muß, ist ein hochrangiges Erziehungsmittel. Man kann als Mitglied der Tafelrunde eine Menge Tugenden üben, wenn wir es einmal so anspruchsvoll nennen wollen. Diesen Tugenden entsprechen allerdings ebensoviel Fehler, die es zu vermeiden gilt.

Schon daß wir uns kameradschaftlich anschließen, ist zu loben und sicher besser als ein pharisäisches Beiseitestehen. Sodann haben wir das Thema anzunehmen, dessen die Runde sich bemächtigt hat. Das kann Selbstlosigkeit erfordern; denn möglicherweise liegt es uns gar nicht. Das Thema ist der Ball, der nun hin- und herfliegt. Gilbert Cesbron hat geistsprühende Konversation dem Tennis-Spiel verglichen: „man muß auf den Ball schauen, nicht auf den Schläger.“¹⁷ Gewandtheit ist Anlage; dennoch kann das Nicht-Mitkommen im Gespräch auch daran liegen, daß einer immer auf den „Schläger“ starrt, das heißt: von seinen Gedanken nicht loskommt, in sich versponnen bleibt.

Einer aus der Runde erzählt (daß wir es nicht sind, wollen wir übersehen). Man muß ihm lassen, daß er erzählen kann. Dennoch ist er zum vollen Gelingen auf uns, die Hörer, angewiesen. Er will auf unsren Gesichtern die Wirkung seiner Worte ablesen, er wartet förmlich auf einen Zwischenruf. Wer hat den Mut, ihn zu tun und das Risiko einer Abfuhr auf sich zu nehmen? Tugenden des Gesprächs! Doch nun wird *uns* der Ball zugespielt; wir dürfen reden. Jetzt wollen wir nur hoffen, daß hinter diesem „*wir*“ kein Systematiker steckt, keiner, der nun zu dozieren anfängt! Die Systematiker und Dozenten sind meist männlichen Geschlechts. Ihre Stärke ist die Konsequenz; während man gesagt hat: „konsequente Unterhaltung — Frauen lernen das nie“¹⁸; für die Unterhaltung ist das gar kein Fehler; denn „Konversation besteht darin, daß man nicht beim Thema bleibt“.¹⁹

¹⁶ Saint François de Sales, *Les vrais Entretiens spirituels*. Oeuvres, Tome VI. Annecy 1895, 141.

¹⁷ Gilbert Cesbron, *Ce siècle appelle au secours*. Paris 1958, Laffont, 96.

¹⁸ Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20. Juli 1957, Nr. 165.

¹⁹ Prof. Bonn zit. bei Ludwig Reiners, *Die Kunst der Rede und des Gesprächs*. München 1955, Lenen (Dalp-Taschenbücher Band 319) 138.

Der lehrhafte „Vortrag“ macht die frohe Runde zum Hörsaal. Er ist das Ende jeder Unterhaltung. Das beschwingte Geplauder wird immer den Charakter der Improvisation an sich tragen. Es muß sich für viele und für vieles offenhalten. Das ist gerade das Schöne an ihm, und vollendete Kunst wäre es, elastisch in diesem offenen Spiel mitzuspielen, dem leitesten Wink gehorsam. Dem verglichen, hat es der Musiker im Ensemble leicht: ihm ist sein Part von der Partitur vorgescriben. Für das Gespräch gibt es das nicht. Da ist alles in der Schwebé und alles möglich. Ein paar Frohe und Beschwiegte können die ganze Runde mitreißen, ein Egoist, ein Monologist oder Menschenverächter kann mit einem Schlag das Ganze zerstören. So spielerisch sich das anhört, es stehen ernstere Dinge dahinter, vor allem die Gabe der Sympathie, das Geltenlassen des Bruders, das Sich-Mitfreuen, so hohe Dinge wie Kindlichkeit und Güte. Mitspielen, aber nicht nur äußerlich, sondern gutwillig und ehrlich, ohne Stolz, ohne Empfindlichkeit, ohne Rechtshaberei.

Ja, das Recht und die Wahrheit! Fast scheint es, als müßte man an unserer Tafelrunde selbst diese hohen Güter preisgeben. Doch das ist ein Mißverständnis. Man verlangt von uns nur, wir sollten nicht glauben, die Wahrheit gepachtet zu haben. Wir sollen das Gespräch nicht zum Machtkampf mißbrauchen. Wir sollen uns nicht auf jeden, der etwas behauptet hat, stürzen, als wäre er ein Feind, sondern Ehrfurcht und Geduld haben und den andern gelten lassen.

Es gibt Tischgenossen (und Diskussionssprecher), denen noch nie der Gedanke gekommen zu sein scheint, man könnte dem Vorredner einfach beipflichten oder etwas erzählen, was das Gesagte ergänzt. „Wahr“ und „falsch“ ist oft gar nicht am Platz. Es gibt verschiedene Aspekte der einen Sache. So kann der Lehrer, der Arzt, der Kaufmann sagen, wie er die Dinge sieht; es wird jedesmal ein Beitrag sein, der das Bild vervollständigt. Daß jeder siegen will, ist menschlich. Aber der Sieg gefährdet den Charakter und macht böses Blut. Es wird berichtet, daß Ignatius den P. Olave aus einer Disputation zurückzog, weil er sich als überlegen gezeigt hatte (quippe illi splendor non placuit, quo obscurarentur alii: ihm gefiel der Glanz nicht, durch den andere in den Schatten gestellt würden)²⁰. Hier gibt es lohnende Aufgaben für die Bescheidenheit.

Der heilige Franz von Sales hat den Frohsinn und die Entspannung verteidigt. Ob er damit dem ausschließlichen und blöden „Blechschlagen“ das Wort reden wollte, ist eine andere Frage. Es gibt an den verschiedenen Tafelrunden Menschen, die haben die Gabe, Fröhlichkeit mit Geist und Niveau zu verbinden; es gibt andere, die mit ihrem unentwegten und „ewigen“ Ulk allen auf die Nerven gehen. Es gibt begnadete Gesellschafter, die nie ein Wort über die Lippen brächten, das einen andern verletzen könnte; und es gibt die Bitteren und Scharfen, die stets eine Flasche Salzsäure bei sich haben,

²⁰ Acta Sanctorum 34, 548 (vgl. Bartoli III, 48).

die Geistreichen auf Kosten der Güte. Ist es nicht wahr: man kann im gemütlichen Kreis unserer Familien- und Stammtische viel Gutes tun und manches Uble unterlassen? Es ließe sich unschwer ein ganzes Buch schreiben über die Tugenden des Gesprächs.

Der Posten vor dem Tor

Immerhin, wenn es so um das Gespräch bestellt ist, versteht man, daß mancher sich nicht leichten Herzens zur Tafelrunde begibt. Er sieht all die Teufelchen des leeren Geschwätzes und der lieblosen Nachrede um den Tisch tanzen. Wäre es nicht doch besser, man hielte sich möglichst fern oder man hielte wenigstens dabei den Mund? Doch das wäre Kleinmut und Feigheit und triebt uns nach Gregor nur den schlimmeren Fehlern des Vereinsamten und Verbitterten in die Arme. Besser, wir gehen hin und sehen im Gespräch eine christliche Aufgabe.

Das Flehen des 140. Psalms freilich könnten wir uns (auch außerhalb des Hochamts) zu eigen machen: „Setze Wächter vor meinen Mund, o Herr, vor das Tor meiner Lippen setz eine Wache!“ Nicht das Tor zumauern; aber ein Posten gehört dahin! Eine Selbsterziehung und Selbstzucht des Redens; eine Kontrolle. Vielen von uns sitzt die Zunge zu locker. Wir machen uns viel zu wenig Gedanken über die Rolle, die wir in unsern Gesprächen spielen, und über die Aufgaben, die es uns stellt. Heißt es nicht in der Bibel, wir müßten einmal Rechenschaft geben über jedes unnütze Wort? (Mt 12, 36).

Wenn man bedenkt, was da alles (ohne Paß und Ausweis) durch die Pforte unseres Mundes hinausgeht! Und wer ruft ein Wort zurück? Jetzt läuft diese halbe Wahrheit oder ganze Bosheit durch die Welt. Was für große Verheerungen richtet dieses kleine Ding, die Zunge nicht an! Man lese es im 3. Kapitel bei Jakobus nach. Vielleicht ist es ganz gut, wenn wir selbst gelegentlich das Opfer giftiger Zungen werden. Dann spürt man, wie das tut. „Wie ihr wollt, daß euch die andern tun, so tut auch ihr ihnen!“ (Lk 6, 31).

Es gibt ein Fasten der Zunge. Jetzt in der Fastenzeit legt es uns die Kirche nahe. An jedem Morgen, ehe wir in den Dienst und zu den Menschen gehen, wo wieder so allerlei geredet wird, betet sie im Hymnus der Matutin: *ut amur ergo parcus verbis, cibis et potibus*: Noch vor der Enthaltung von Speise und Trank ist ihr ein Anliegen, daß wir in diesen Wochen neuer christlicher Besinnung unser Reden unter Kontrolle bringen²¹. Nicht nur wegen der Versündigung gegen die Bruderliebe; auch um unserer eigenen Tiefe und Sammlung willen. Bei seiner Abrechnung mit den Schwätzern (die hier ganz unter den Tisch gefallen ist) weist Gregor auf Sprüche 25, 28 hin: „Wie eine durchbrochene Stadt ohne Ringmauern, so ist ein Mann, der seinen Geist beim Reden nicht zu mäßigen vermag.“ Es spricht viel Lebenserfahrung aus dem

²¹ Ubrigens erteilt uns die Kirche auch außerhalb der Fastenzeit allmorgendlich im Hymnus der Matutin eine ähnliche Mahnung: *linguam refrenans temperet: Gott möge unserer Zunge einen Zaum anlegen.*

Wort bei Jakobus: „Wer sich im Wort nicht verfehlt, ist ein vollkommener Mann.“ Das aber wird nur dem gelingen, dessen Reden aus dem Schweigen kommt, und der sich immer wieder in die bergende Stille zurückzuziehen weiß.

Goethes Altersreligiosität

HUBERT BECHER SJ

Wie die Dichtung der letzten Jahrzehnte, insbesondere der Roman und das Drama, sich gern den religiösen Stoffen zuwendet, so wird auch in der literaturwissenschaftlichen Forschung, neben formalen Erörterungen und den überlieferten Fragen, in den gehaltlichen Betrachtungen das Religiöse ins Auge gefaßt, wird Gegenstand vertieften Nachdenkens und eingehenderer Darstellung. Das gilt insbesondere auch für das Weltbild Goethes. Zugleich ist eine Verschiebung des Schwerpunktes der Aufmerksamkeit insofern zu verzeichnen, als zumal die Alterswerke untersucht werden. Der westöstliche Divan, der zweite Teil des Faust, Wilhelm Meisters Wanderjahre ziehen an und treten an die Stelle des jungen oder des klassischen Dichters, der sich früher der Zuneigung erfreute. Ja, das gesamte Werk wird auf das Spätwerk hin gesehen, sei es, daß man versucht, Entwicklungslinien zu ziehen, sei es daß man eine Stetigkeit der Anschauungen feststellt. Was in der Jugend verborgen war oder nur in Keimen sichtbar wurde, wird vom alten Goethe klarer ausgesprochen. Im Licht der letzten Erkenntnisse werden seine frühen Ahnungen aufgedeckt. Die große Hamburger Ausgabe, die Erich Trunz mit einer Reihe anderer Gelehrter schuf, ist dafür der umfassendste Beweis. Die Auswahl erfolgte ganz unter dieser Rücksicht, und die eingehenden Kommentare bestätigen sie. Zugleich gewähren die Literaturangaben, ausführlich und mit viel Einsicht zusammengestellt, einen Einblick in das allgemeine Bemühen, das ganze Weltbild des vielseitigen Dichters zu erhellen¹.

Gott und die Religion haben Goethe zeitlebens sehr beschäftigt, und, obwohl man den Eindruck gewinnt, daß er mit zunehmendem Alter noch ausführlicher und nachdrücklicher auf die religiösen Fragen einging, als wenn

¹ Goethes Werke, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden (Band 10 und 14 sind noch nicht erschienen) Hamburg, Christian Wegener. Die im Folgenden angeführten Verweise werden (Band und Seite) nach dieser Ausgabe gegeben. Die in ihr nicht enthaltenen Stellen sind der großen Weimarer Ausgabe (WA, Abteilung, Band, Seite) entnommen. Vgl. auch *Hans Joachim Schrimpf*, Das Weltbild des späten Goethe, Stuttgart 1956 und *Paul Stöcklein*, Wege zum späten Goethe, Hamburg 1949.